

# Spannungsvolles Terrain

## Moraltheologie im Kreuzungsbereich theologischen Denkens

*Die Moraltheologie bleibt ständig auf der Suche nach dem, was für das Menschsein können am besten ist, verpflichtet zur Präsenz in einer sich stark verändernden Gesellschaft und wissend um die Ursprünge und Verwurzelung in der Kirche. Die Situation im Fach selbst hat sich erstaunlich konsolidiert.*

Mehr als fast alle anderen Disziplinen der Theologie befindet sich die Moraltheologie im Kreuzungsbereich des theologischen Denkens: Die Nachfrage nach ethischer Orientierung in Gesellschaft, Öffentlichkeit und Medien ist riesig, auch wenn

**Konrad Hilpert (geb. 1947) ist seit 2001 Lehrstuhlinhaber für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München und seit 2005 deren Dekan. Seit 2002 ist Hilpert Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Moraltheologen.**

nicht immer klar ist, was mit dem Appell zur Verantwortung und dem Ruf nach Werten genau gemeint ist. Fortlaufend stellen sich neue Fragen, deren Beantwortung schwierig im zweifachen Sinne ist, insofern sie einerseits Spezialwissen über biologische, medizinische, ökologische oder ökonomische Sachverhalte und

Zusammenhänge voraussetzen und andererseits so vielschichtig sind, dass einfache und eindeutige Lösungen offensichtlich nicht hilfreich oder gar nicht möglich sind.

Dazu gibt es eine innerkirchliche Strömung, die akademischen und differenzierenden Reflexionen mit Vorbehalten oder offenem Misstrauen gegenübertritt und stattdessen lieber auf die

klaren Festlegungen Bezug nehmen möchte, wie sie im Katechismus und in Äußerungen amtlicher Autoritäten bereitstehen, wobei die Unterschiede im Genus der jeweiligen Verlautbarung – Predigt oder Interview, Einladung zur kritischen Selbsterforschung oder offizielle Stellungnahme, persönliche theologische Sicht des betreffenden Amtsträgers – gelegentlich großzügig ignoriert werden.

Dabei hat sich die Situation im Fach selbst seit den teilweise kontrovers und mit Schärfe geführten Debatten um das Selbstverständnis, die Grundlagen und die Aufgaben der Moraltheologie in den siebziger Jahren erstaunlich konsolidiert: Rechenschaft darüber zu geben, was das Theologische der theologischen Ethik eigentlich ausmacht, ist selbstverständliches Element vieler moraltheologischer Arbeiten geworden. Stichwörter, die hierbei entfaltet werden, sind: Anerkennung der Endlichkeit, Leben und Dasein als Gabe, die Anerkennung des Anderen, das Vertrauensdürfen, die Verletzlichkeit, die Möglichkeit schuldig zu werden. Sie stehen für einen Deutungs- und Sinnhorizont, der der Wahrnehmung, Sensibilität, Motivation und der Sortierung unserer Erfahrung ein Koordinatensystem bietet.

Um das Leben führen und das Zusammenleben gestalten zu können, braucht man freilich mehr als diesen Rekurs auf den Glauben und die Überlieferung, nämlich auch Vernunft und philosophisches Denken. Die Argumentationsfigur „Natur“ hat wieder Boden gewonnen, aber es handelt sich um einen offenen Naturbegriff, in den die Erkenntnisse der europäischen Wissenschaften einfließen und der als solcher nur einen Dispositionsraum umschreibt, den die Vernunft ausgestaltend, kreativ und abwägend konkretisiert. Neben der Verbindlichkeitsform Norm, die lange Zeit im Zentrum der grundlegenden Diskussionen stand, findet in gut aristotelischer und thomanischer Tradition wieder die Tugendlehre mehr Beachtung, und auf die Stichwörter „Glück“, „Lebensführung“ und sogar „Lebenskunst“ trifft man jetzt auch in der Moralthologie häufiger.

Im Widerspruch gegen eine zu schematische Abgrenzung zur Christlichen Sozialethik konnte einerseits geklärt werden, dass die Moralthologie nicht einfach mit Individualethik gleichzusetzen ist, weil Identitätsbildung von Anfang an auf soziale Interaktion angewiesen ist und sittliches Handeln und moralische Lebensführung größtenteils das Kommunizieren mit Personen betreffen. Andererseits hat sich gezeigt, dass eine „Ethik des Gerechten“ spätestens dann, wenn sie über die materiellen Bedingungen menschenwürdiger Freiheitsverwirklichung nachdenkt – etwa im Blick auf Familie, Bildung oder Sozialarbeit – Leitvorstellungen, was personale Selbstverwirklichung, gutes Leben, Identität und Ganzheitlichkeit ist, alles zentrale Gegenstände einer „Ethik des Guten“, nicht entbehren kann.

Dass bezüglich der grundlegenden Fragen im Großen und Ganzen Übereinstimmung herrscht und vieles von dem, was vor einem Vierteljahrhundert geradezu Reizwortcharakter hatte („Autonomie“, „Theonomie“, „Normen als Artefakte“, „teleologisch vs. deontologisch“ usw.), besser verstanden und integrierbar erscheint, hat weniger mit dem generationenbedingten Wechsel der Akteure zu tun, sondern mit Lern- und Einsichtsprozessen, die ja der Sinn solcher Debatten sind; aber auch damit, dass sich der Schwerpunkt der Fachdiskussion deutlich auf die Fragen der sogenannten Speziellen oder Konkreten Ethik verlagert hat. Hier findet die meiste Arbeit im Fach statt, wenn man an den Themen der in Arbeit befindlichen Dissertationen, interdisziplinären Forschungsprojekte und Fachkonferenzen Maß nimmt.

Dabei geht es um Fragen aus den „klassischen“ Bereichen der Speziellen Ethik, nämlich Umgang mit Leben und Sexualität, Ehe und Familie ebenso wie um Problemstellungen, die sich aus Fortschritten in Wissenschaft, Medizin und Technik ergeben und als Bioethik, Medizinische Ethik, Rechtsethik, Informationsethik, Neuroethik usw. ganz neue Areale ethischen Reflektierens bilden.

## Vermeehrt geht es wieder um Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Lüge

Dabei zeichnen sich interessante Entwicklungen ab wie etwa die, dass ehemals deutliche Grenzlinien unsichtbar werden. Welchem Bereich beispielsweise soll die Diskussion über die Reproduktionsmedizin zugeordnet werden: der Sexualethik, der Lebensethik, der Forschungsethik oder der Familienethik? Die Sexualethik selbst bildet innerhalb der Moralthologie seit Jahren einen Sonderfall, insofern dazu kaum publiziert wird. Aber wenigstens eine Entwicklung ist deutlich zu beobachten, nämlich dass der Ansatzpunkt, von dem aus dieses Feld ethisch reflektiert wird, die menschlichen Beziehungen sind: Sexualität als eine besondere Möglichkeit der Kommunikation, als Symbol, das das ganze Spektrum von Annahme bis gewalttätigen Angriff bedeuten kann, als Hilfe zur Stabilisierung einer Lebensform und natürlich wie eh und je als Weise, der eigenen Gemeinschaft Zukunft und neue Sinnziele zu geben. Eine andere Entwicklung, über die heute viel gesprochen wird, allerdings häufig im Modus von Postulaten, ist die Interdisziplinarität. Für Theologische Ethiker ist sie längst Realität, auch wenn für die erkannte Notwendigkeit andere Bezeichnungen wie „Integrationswissenschaft“ (*Wilhelm Korff*) verwendet oder in methodologischer Hinsicht von „Konvergenzargumentation“ (*Johannes Gründel*) gesprochen wurde.

Schließlich ist auch bemerkenswert, dass die Wahrnehmung an Bedeutung gewinnt: Die Einführung bildgebender Verfahren in der Diagnostik, die Vorführung auch der sonderbarsten und seltensten Pathologien vor einem Millionenpublikum, die Ausstellung des menschlichen Körpers als Event im Cafeteria-Kontext, aber auch der mediale Einblick in die Welten jener Bevölkerungsteile, die ihr Bewusstsein nicht etwa über die Lektüre der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bilden, sondern allenfalls über die Regenbogenpresse, sowie die zahllosen, durch die Digitalisierung von Daten entstandenen Möglichkeiten unkontrollierbarer Ausforschung verändern den Blick und schaffen eine neue, aber nicht in jeder Hinsicht unproblematische Nähe zur Wirklichkeit.

Die Pflicht zur Redlichkeit gebietet den Moralthologen gelegentlich, sich zu solchen Dingen zu äußern. Oft genug werden sie dafür gescholten, und zwar von beiden Seiten, nämlich von der Seite der Öffentlichkeit, der Medien und der Opfer, denen das Gesagte zu wenig anklagend ist, wie von der Seite derer, die der Ansicht sind, dass über solche Themen aus Gründen öffentlicher Moralthygiene am besten zu schweigen sei oder dass, wenn entsprechende Vorkommnisse doch an die Öffentlichkeit gelangen, diese als Einzelfälle individuellen Versagens verurteilt und gleichsam abgehakt werden.

Gerade im Blick hierauf ist zu begrüßen, dass ein altes Thema der Speziellen Moralthologie in den letzten Jahren offensichtlich vermehrt aufgegriffen wird, nämlich Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Lüge. Über die traditionellen Felder hinaus geht es hierbei perspektivisch um eine Ethik der Kommunikation, die auch Politik, Medien, öffentliche Meinung, Wissenschaft und medizinische Begleitung erfasst.

Die andauernde, intensive und problemhaltige Befassung mit konkreten Fragen sowohl der Lebenswelt der Menschen als auch der Expertenkultur hat unweigerlich zur Folge, dass die Grundagentheorie (die sogenannte Allgemeine Moraltheologie) in den Sog der Reflexionsdichte und der Vielzahl neuer Fragestellungen gerät und sich ihrerseits herausfordert sieht, das eine oder andere neu zu bedenken, Sichtweisen zu ergänzen oder sich zu neuen Kontexten zu positionieren.

Zu den neuen Fragen gehört insbesondere die nach der Willensfreiheit. Ausgelöst durch Hirnforschung und Neurowissenschaft und deren wachsenden Einfluss bis in die Pädagogik und Strafrechtsdogmatik geht es bei dieser Diskussion nicht um eine Detailfrage, sondern um das anthropologische Grunddatum, das die Rede von Moral überhaupt erst sinnvoll macht. Diese gewichtige Auseinandersetzung wird aber nur zu einem guten Ergebnis kommen können, wenn die alten Schlachtlinien, hier Determinismus – da Behauptung der Freiheit, überwunden werden beziehungsweise in komplexe Verhältnisbestimmungen überführt werden können.

Zu den Lehrstücken, die einer Ergänzung bedürfen, gehört insbesondere die Frage, wie die theologische Ethik von prinzipiellen Orientierungen zu fallgruppenspezifischen Normen „angewandter“ Ethik kommen kann. Die Notwendigkeit dieser Reflexion wird derzeit wohl am stärksten illustriert durch den inflationär verwendeten Rekurs auf die Menschenwürde, „das“ christliche Menschenbild und die Nächstenliebe. Auch wenn man gegen Versuche votiert, so hohe Prinzipien der Abwägung zugänglich zu machen, können nicht durch direkten Durchgriff alle gewünschten Klärungen über aktuelle Entwicklungen abgeleitet werden.

## Pluralität auch in moralischen Grundpositionen

Neue Kontexte, die zu Positionierungen nötigen, gibt es mehrere. Zweifellos die drängendsten sind die Pluralität auch in moralischen Grundpositionen, die sich nicht beseitigen lässt (Beispiel Abtreibung), die multikulturelle und -religiöse Vielfalt nicht nur weltweit, sondern eben auch im eigenen Land und Lebensbereich. Beides macht schmerzlich bewusst, dass der Anspruch auf die Wahrheit der christlichen Botschaft, aber eben auch der darauf aufbauenden ethischen Tradition und des gelebten Ethos nicht überall und von allen anerkannt ist. Der Weg jenseits der bloßen Rhetorik von „Dialog“ und oberflächlichem „Konsens“ und unter gleichzeitiger Vermeidung eines trotzigem Rückzugs ins wohlige Eigene ist unendlich mühsam und langwierig. Der Part der Moraltheologie hierbei bezieht sich auf die Bedingungen des friedlichen Zusammenlebens in der Gesellschaft, die Sensibilisierung für die gemeinsamen Überlebensfragen der Zukunft sowie die Erziehung zu gemeinsamen Werten. Ein wichtiges Thema in diesem Zusammenhang könnte und müsste auch religiös legitimierte Gewalt sein, ein Phänomen, das der Theologie

auch von anderer Seite (*Jan Assmann, Eugen Drewermann*) auf die Agenda gesetzt wird.

Und schließlich ist da der Kontext des amtlichen Sprechens von Kirche über moralische Sujets. Seine Häufigkeit und seine Vernehmbarkeit haben beträchtlich zugenommen, seitdem man auf allen Ebenen gelernt hat, die modernen Kommunikationsmittel professionell zu nutzen, um die Öffentlichkeit zu erreichen. So sind offizielle oder von bestimmten Medien als offiziell ausgegebene Positionierungen längst schneller an der Öffentlichkeit als die moraltheologische Reflexion und Forschung, die sich zudem mehr für die grundsätzlichen Aspekte interessiert als für die Kommentierung eines gerade aktuellen oder besonders spektakulären Einzelfalls. Das kann das Gewicht der amtlichen Stimme erhöhen und die Identifikation innerhalb der eigenen Reihen stärken, aber es ist auch mit der Gefahr verbunden, bloß für die Dramatisierung der medialen Berichterstattung benutzt zu werden, kirchliche Positionen als hoffnungslos veraltet erscheinen zu lassen oder der Polarisierung unter den Gläubigen und den Bürgern Vorschub zu leisten.

Die Kollateralschäden – Ratlosigkeit über die empirische Beweisbarkeit, Entsetzen der Fachleute, die sich lange und gründlich mit der Materie befasst haben, Wut derer, die sich verletzt oder herabgesetzt fühlen, das Wachsen der Zweifel derer, die schon lange an der Kirche leiden, aber den letzten Schritt zum Austritt bisher vermieden haben, u. a. m. – bleiben dann für die Moraltheologen. Die Mediengesellschaft verlangt, dass Positionen besetzt werden, und zwar so früh und so markant wie möglich. Das steht jedoch in Spannung zur Notwendigkeit reflexiver Distanz, die die meisten ethischen Themen gerade benötigen.

Angesichts der Möglichkeit, dass die theologische Gründlichkeit dabei den Kürzeren zieht, müsste das Thema Kirchlichkeit der Moral neu bedacht werden. Dabei müsste es allerdings um mehr gehen als um die Reichweite von Gehorsam und Loyalität, nämlich auch um Vertrauen und um eine Kultur des Sprechens in und für die Kirche, die Raum gibt auch für Differenzierung und Suchen und die den, der aus Verantwortung widerspricht, vor dem Verdacht schützt, destruieren, konterkarieren oder nur sich selbst ins Licht stellen zu wollen.

Es hat wohl auch mit den genannten Akzentverschiebungen zu tun, dass derzeit keine neuere Gesamtdarstellung der Moraltheologie zur Verfügung steht, die die Bedürfnisse eines gründlichen Handbuchs, eines repräsentativen Lehrbuchs und eines umfassenden Nachschlagewerks erfüllt. Was es immerhin gibt, sind einerseits Kurzdarstellungen und populäre Einführungen, andererseits lehrbuchartige Traktate zu einzelnen Themenbereichen (Gewissen, Freiheit, Lebensethik, Wahrhaftigkeitsethik, Tugendethik u. a. m.) sowie das aus der Neubearbeitung des „Lexikons für Theologie und Kirche“ hervorgegangene Auszugslexikon. Das Fehlen einer Gesamtdarstellung wird dennoch von vielen (Studierenden, Kollegen anderer Disziplinen, Multiplikatoren) als Lücke empfunden.

Gespräche und Zusammenarbeit mit protestantischen Ethikern verlaufen unkompliziert und sind selbstverständlich; sie sind jedoch inhaltlich im Vergleich zur Situation vor zehn Jahren schwieriger geworden. Unterschiede werden „hüben wie drüben“ stärker betont. Vor allem in der Bioethik sind Detailfragen zum Anlass geworden, heftig den Blick auf Gräben zu lenken, die dank jahrelanger wissenschaftlicher Zusammenarbeit und gemeinsamer Beratung in ökumenischen Kommissionen als überwunden schienen. Zwar wurde die Vielstimmigkeit der Traditionen dabei nie überdeckt, doch sah man in der Neuheit zu regelnder Probleme (Organtransplantation, Xenotransplantation) und in der gemeinsamen Verantwortung für die Entwicklung der Gesellschaft (Migration, Asyl, Sozialstaatlichkeit) eine große Chance, wenigstens in wichtigen ethischen Fragen mit *einer* Stimme zu sprechen. Der Weg, der damit eingeschlagen wurde, bleibt aber richtungweisend.

An umfangreichen Studien, Forschungsarbeiten, Beiträgen zu Sammelbänden weit über das Fach hinaus sowie an Aufsätzen in Zeitschriften mangelt es nicht. Die Moraltheologen bringen sich in den Wissenschafts-, Kongress- und Bildungsbetrieb reichlich ein. Wenigstens drei Buchreihen werden ausschließlich von der deutschsprachigen Moraltheologenschaft bestritten, was für die Sichtbarkeit des Fachs wegen der heute oft nicht mehr gegebenen Konstanz wichtig ist.

Der starke Aktualitätsdruck hat den Anteil moralgeschichtlicher Arbeiten schon seit Langem zurückgehen lassen. Dass die Moraltheologie aber theoretisches Grundlagenwissen, Ideen- und Lösungspotenzial verschenken würde, wenn sie ihre Ursprünge, ihre historisch bedeutsamen Referenztheorien und vor allem ihre Problem- und Konfliktgeschichte einfach auf sich beruhen ließe, ist längst erkannt. Deshalb mehren sich wieder die Arbeiten zu einzelnen Autoren (Steinbüchel, Egenter, Hirscher, Moufang). Und es sind Forschungsprojekte in Gang gebracht, die sich auf methodisch neuen Wegen der jüngeren und der älteren Geschichte der Disziplin widmen.

Die Moraltheologie ist in so gut wie allen standesethischen, wissenschaftlichen, politischen und kirchlichen Kommissionen vertreten, die sich mit der Beratung der Politik oder der Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung befassen und den Auftrag haben, zwischen konkurrierenden Verfassungszielen, Überzeugungen, Gruppen und Interessen verantwortbare und zugleich gangbare Wege zu suchen. Dies ist ein Ausdruck dafür, dass ihre Reflexion, ihre Expertise und vielleicht auch ihre Nähe zu dem, was die Bürger denken, geschätzt wird. Aber es kostet auch viel Arbeit und Einsatz, die, in die Dokumente eingegangen, anonym bleiben.

Den Auftrag zur Mitarbeit würden die theologischen Ethiker in solchen Kommissionen schlecht erfüllen, wenn sie lediglich darauf achteten, die kirchlich favorisierten Positionen

durchzusetzen beziehungsweise falls das nicht gelingt, auf Distanz zu gehen. Kommission-Ethik kann zwar keine neue Ethik hervorbringen oder beschließen, sondern zehrt und baut auf vorhandenen ethischen Paradigmen auf, die argumentativ in den Meinungsbildungsprozess der Kommission eingebracht werden. Diese kann weder im Sinne eines obersten Lehramts verbindlich lehren noch anstelle der dafür vorgesehenen staatlichen Organe entscheiden. Aber sie kann im Vorfeld der politischen Entscheidung die relevanten Informationen beschaffen, Klärungen über Zusammenhänge, Hintergründe und mögliche Folgen herbeiführen, Handlungsoptionen ausloten und Begründungen überprüfen sowie Empfehlungen abgeben, ohne auf die Aspekte der Parteipolitik und der Mehrheitsbeschaffung Rücksicht nehmen zu müssen.

Für die Kirche bietet sich die Chance, ihre Sicht und Auffassung vom Menschen, die Anwaltschaft für die Schwachen, die Erfahrungen, die in Prinzipien und sie kontextuell konkretisierenden Normen aufbewahrt sind, in diesem gemeinsamen Suchen einzubringen. Theologische Ethiker, die eine solche

Mitgliedschaft übernehmen, repräsentieren also ein bestimmtes Ethos, eine Denktradition und eine community von Fachleuten, aber ihre Rolle ist nicht die von Lobbyisten, die als Vorposten ihrer

Kirche auftreten und Durchsetzungsmacht organisieren. Dass das Ergebnis solcher Arbeit meistens „nur“ ein Kompromiss sein kann, sollte nicht abschätzig abgetan werden, solange der Kompromiss die prinzipiellen Verbindlichkeiten nicht ignoriert oder aufgibt.

Über die Arbeit der moraltheologischen Wissenschaftler in Forschung und themenbezogener Kommunikation sowie die aktive Beteiligung in Kommissionen hinaus ist es für die Lebens- und Zukunftsfähigkeit einer Disziplin auch wichtig, dass die community selbst Themen kreiert, die sie als Schnittpunkte von Problemen ansieht, um so die Aufmerksamkeit vieler auf sie zu lenken und zu ihrer Bearbeitung einzuladen. Derartige Schnittpunkte stellen etwa die Themen der wissenschaftlichen Kongresse dar, die jeweils aus einem längeren Diskussionsvorlauf hervorgehen. Die (durchweg komplexen) Themen der letzten Kongresse lauten „Ethische Perspektiven im Globalisierungsprozess“ (Wien 2001), „Ethik im Konflikt der Überzeugungen“ (Berlin 2003), „Körperlichkeit – Identität – Begegnung in Leiblichkeit“ (Hamburg 2005), „Ethische Bildung in sich verändernder Gesellschaft“ (Luzern 2007). Im Jahr 2009 soll es dann um die Rolle der Philosophie in der Theologischen Ethik gehen.

Auch wenn sie um die Möglichkeit menschlichen Versagens, der Hybris und der Zerstörung weiß, lehnt sie Kulturpessimismus als prinzipiellen Ansatz ab. Sie tut das und muss es, weil sie bei allem von der Überzeugung ausgeht: „Die Welt hängt nicht im Leeren. Die Schöpfung hat Gott im Rücken und vor sich. Wir arbeiten nicht im Nichts“ (Korff).  
*Konrad Hilpert*

## Ablehnung des Kulturpessimismus als prinzipieller Ansatz